

Selbengräber in den Dolomiten.

Oesterreichs Völker begehen heuer zum drittenmal den Allerheiligentag im Kriege. Im Kriegsgebiete der Alpen liegen unmitttelbar an der Front die Gräber so vieler Helden; sie, die ihr Leben für Gott, Kaiser und Vaterland ausgehaucht haben, sind hier zur ewigen Ruhe gebettet, und ihre Angehörigen stehen stumm vor der Majestät des Todes. Viele unserer Alpenbewohner haben schwer zu tragen an den herben Verlusten, die sie erlitten, das Leid zu tragen. Am Allerheiligentag tun sie vor den heiligen Stätten und weihen in Geist und Gedanken auch an den unerschütterlichen Gräbern und all seinen unerreichten Orten, wo das Donnern des Schicksal des Krieges ihre Leuren niedergestreckt hat. Und da tritt das Ergreifende der Feier denn auch viel stärker in Erscheinung als anderer Orten. Was an Kraft und männlichem Sinn, an Lichtheit und freudiger Hingabe vorhanden war, ist ja alles draußen, und Großvater, Sohn und Enkel stehen auf den Binnen unser Grenzwaclit zur Niederung unsres Feindes; und wo sonst in den Kirchen des Hochgebirges die Männer sagen, sieht man heute ausschließlich weibliche Wesen, denn die Männer sind im Kampfe.

Auch auf den Friedhöfen sieht man nur Frauen und Mädchen knien. Aus ihren Gebeten heraus hört man es förmlich, wie sie die Männer draußen aufsuchen und Bertramwachsenden Kindern Ausdauer und Vertrauen in den Sieg der Gerechtigkeit einprägen.

Im Kriegsgebiete dürfen die Gloden nicht läuten und die Gräber nicht beleuchtet werden, um dem Feind nicht Gelegenheit zur Orientierung zu geben. So wird auch heuer die Allerheiligenfeier still, aber darum nicht minder inbrünstig verlaufen. Die Frauen und Mädchen wänden den Toten Kränze nicht aus welkenden Blättern und Blüten, sondern Kränze, die keine Blut vergehrt und kein Sturm bricht: so kann ich aus einer Karte — sie hat auf der Karte stark gelitten, war fast unleserlich, mit Weiße zu entziffern — aus Tirol zitieren, die lange herumgeirrt ist. Ein Mann an der Front richtete sie an seine Gattin: „Liebe und Treue sollen Dich nicht verlassen; schreibe sie auf die Tafeln Deines Herzens, binde sie und trage sie am Hals. Unire Kinder erziehe in vaterländischem Geiste, in solchem Sinne, daß sie ergeben seien unserm guten, erhabenen Kaiser, unserm Reiche und unserm Land Tirol. Das ist der einzige Gedanke, der mich in Tod und Gefahr begleitet und der mich jedes Opfer, jede noch so schwere Prüfung leicht ertragen läßt.“

Es ist das ein ergreifendes Testament eines Mannes aus einem grandiosen Volke. Dieses Tirol, das solche Menschen zu den Seiten zücht, muß wohl liegen. Auch in dieser ernsten Zeit ist die Poetie und der Sinn für alles sonstige Schöne — besonders für Blumen — bei unsrem brauen Gebirgsbewohnern nicht ausgelöscht. Die

madere Luise Sch. schickt mir, wie so oft, ihre schönen Koskröschen, Frau Anna S. sendet die herkömmlichen Tiroler Nelken, den Nagelstrod und Frau Ortner offeriert mir getrocknete Steinpilze, weil sie fürchtet, Blumen könnten den Transport nicht aushalten. Die brave Luise berichtet, daß der Militärriedhof, wo so viele unsrer braven Freunde ruhen, beim Arnbacher Kirchl errichtet wurde. Es ist dies ein hübsches Wäldchen, wo einem einft nur das Echo antwortete — heute ertönen dort die Geschoffe. An dieser Stätte sind die stummen Herzen gebettet, deren Blut sich klaglos über die mitterliche Erde ergoß. In Tirol werden die Vögel besonders sorgsam gebütet; auf so vielen Friedhöfen ist es zu beobachten, welsch große Zahl gesiederter Sängler dort ihr Lied erklingen läßt. Dieser Ort war früher eine Stätte, wo die Alten ausruhten und die Kinder spielten; heute ist er eine Stätte der Toten. Die einzigen Lebenden sind die kleinen Sängler. Das Tiroler Volk nennt ihren Gesang auf den Gottesadern eine Serenade für die Toten, ein Gebet zum Himmel.

Eine Lehrerin, die sich der Schule und Krankenpflege widmet, ein edles und ausgezeichnetes Wesen, Fräulein Theresia G., hat mit unermüdlichem Eifer die Verteilung von Schuhen und Kleidungsstücken übernommen und besorgt. „Das kleine, unscheinbare Edelweißkräutchen — schreiet sie — erlaube ich mir, an Euer Hochwohlgeboren zu senden. Diese Blüten brachten mir einige brave Soldaten, die trotz der Gefahr, die ihnen von allen Seiten drohte, den Mut fanden, die schönsten Blüten von den Felsenriffen ihrer Heimat, deren treue Wächter sie sind, zu holen. Nicht achteten sie die heimtückischen Augen des Feindes, sie wollten nur dem Wohlthätigen

Spender einen Alpenruß senden für die vielen Gaben, die so viele brave Soldaten durch Ihre freigebige Hand empfangen haben.“

Der Führer von Miramar, Herr Kallischer, dieser ausgezeichnete Mensch, bezieht mir über die Wirkung des Krieges auf seine Lorbeeren, Myrten und Schneeballen. Er spricht von dem herrlichen Minamar, seiner Flora, seiner unbegreiflichen Schönheit. Er schließt seinen Brief mit den Worten: Nach dieser Betrachtung wenden wir uns dem Karst zu, unserm mannhaft feiten und treuen Soldaten, dessen Widerstandskraft mit unsern Soldaten gepaart, den in Ueberzahl sich befindlichen länderräuberischen Feind uns vom Leibe hält. Bereits überleuchtet die herbliche Laubfärbung der Eichenstämme das Rot und Gelb der Weingärten, hinter diesen den Silberglanz der Oliven, das Gold der Edelkastanien. Gegenwärtig hallt riefiger Kanonendonner von den Kluppen und Schluchten hernieder, was wieder einen mehrtägigen Eindrud hervorbringt. Wie viele, viele hoffnungsvolle Menschen haben auf dem Karst ihre letzte Ruhestätte gefunden für Gott, Kaiser und Vaterland.

Zahlreiche frische Gräberhügel in den Karstriedhöfen werden heuer zu Allerheiligen mit pietätvollem Aufpruch aus den herrlichen Gärten des Karstes gesäumt sein. Möge der Allmächtige geben, daß diese Opfer nicht vergebens gebracht worden sind. Ruhm, Ehre und unauslöschlicher Dank den Helden des Vaterlandes, es gedehle auf ihren Gräberhügeln volle Gerechtigkeit, Gerechtigkeit für die Entwicklung unsrer Nachkommen, denn auch diese wollen und müssen ihren Platz an der Sonne finden.

Ein Priester im wahren Sinne des Wortes schreibt mir:

Wenn ich zurückdenke an meine Kindersjahre, so steht es mir noch lebhaft vor Augen, wie wir Kinder mit Ehrfurcht an jenem Soldatenriedhof in der Nähe meiner Heimat vorübergingen, auf dem von früheren Kriegsjahren her noch scharf abgegrenzt Hügelchen an Hügelchen zu erkennen war. Ein mächtiges Kreuz inmitten zweier Trauerweiden war die einzige Zier, aber in der Kinder Herzen zog es wie Ehrfurcht vorüber, wenn sie an diesen Ort kamen, wie eben vor Gräbern von Helden, denen jedem einzelnen ein kostbares Monument gesetzt werden sollte, waren es ja nur Männer, Soldaten, die für Gott, Kaiser und Vaterland ihr Blut und Leben eingestekt hatten. Ein Soldatenriedhof mit viellecht fünfzig bis hiebzug Gräbern war dies. Was ist aber der Soldatenriedhof jener Zeiten im Vergleich zu denen, welche in unsrer jetzigen Kriegszeit entstehen müssen?

Da ich ganz nahe der Grenze gegen Italien wohnte, mitten in den herrlichen Dolomiten, da ich selbst mehrere Monate gleichsam in der Feuerlinie lebte, wo die Granoten ganz nahe ihre schwarzen Rauchwolken emporsteigen ließen, freilich nicht mit dem vom Feinde erwünschten Erfolge, um meines Vntes zu walten, da ich Verwundete in den Hospitälern sehen und in ihrer Geduld und Hingabe bewundern und manche auch bei ihrem letzten Gang zum Grabe begleiten konnte, so sind mir jene Erinnerungen meiner Jugend wieder so sehr nach geworden, daß ich einen Vergleich zwischen einft und jetzt anstellen konnte.

Nicht ein großer Friedhof, für eine weitere Gegend bestimmt, birgt die Helden unsres jetzigen Krieges, sondern jeder Kampfschritt

hat seinen Selbentriedhof oder auch deren mehrere. Wer hätte es sich vor zwei Jahren nur träumen lassen, daß in Höhen von 2000 bis 3000 Meter Friedhöfe entstehen könnten? Ich kenne eine Gegend mitten in den Dolomiten, wo eine Facke und Spitze mit der andern an Großartigkeit wechselfert, wo die Zielgestaltung so abwechselnd ist, daß eine Spitze sogar den Namen einer Wurf erhascht hat, dort floß bei Beginn des Krieges mit dem welschen Erbfeind das erste Selbentblut in jener Gegend. Dort sollten die Tapferen auch ihre letzte Ruhe finden. Ein Grab geschaufelt ist gar bald, glaubst du, und der Held kam in Ehren begraben werden. Nicht so in jener Gegend. Man kann doch nicht die Felsen bringen und ein in Stein gehauenes Grab für den Helden bereiten; alle wären sie es wert, daß ihnen ein Felsengrab gehauen würde, aber das ist in der Kriegszeit ja nicht möglich, wo für gewöhnlich an der Front nur des Nachts die Gefallenen begraben werden können. Deshalb war es so schwer, einen richtigen Ort zu finden, wo auch genug Humus war, um die Leichen gut mit Erde bedecken zu können. Ein Bergführer der dortigen Gegend, der halb herrschte selbst den Selbentod starb, mußte Rat und konnte einen Platz angeben, wo Erde genug war, um Gräber schaufeln zu können, und so einen Friedhof zu errichten. Dort ruhen nun so manche tapfere Helden, ihr Grab, überragt von einem einfachen Kreuzlein, das den künftigen Besuchern jener Gegend den Namen des Tapferen, den es birgt, bekanntgeben wird.

Kaum zwei Stunden entfernt ist wiederum ein Selbentriedhof zu finden, an einem Orte, wo vor einigen Jahren schon ein